

Wolfgang
Hildesheimer
Masante

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1467

Masante, eigentlich Cal Masante, das ist der Name eines Hauses in Italien. Masante war Zufluchtsort für den Ich-Erzähler dieses Buches, nicht er hat das Haus so genannt, so hieß es schon vor ihm – niemand weiß, was der Name bedeutet, aber für den Erzähler spielt das keine Rolle mehr: er hat noch einmal den Aufbruch gewagt, freilich an einen extremen Ort, es ist eine Bar am Rande der Wüste, ein Platz, an dem Masante nur noch ein erinnertes Refugium sein kann. Vor ihm liegt als letzte Fluchtmöglichkeit die Wüste. Nur in seinen Trink- und Mußestunden hört der Ich-Erzähler sich die Geschichten von Maxine an, die zusammen mit Alain die Bar betreibt. Mit Hilfe von ein paar Gegenständen, vielen Zetteln, einem Kalender und herbeigesuchten Erinnerungen bemüht er sich, seine Situation zu benennen. Er reflektiert den Weg zu seiner jetzigen Station und erzählt nur noch sich selbst: Geschichten, die ihm andere erzählten oder die er erfindet, schlimme Legenden von heiligen Sündern, zum Beispiel, und er erzählt von den Häschern, von denen er nicht weiß, auf wen sie es abgesehen haben. Man flieht vor ihnen, man kennt ihre Namen, weiß jedoch nicht, wer sie sind. Doch daß sie da sind, ist unbestritten.

Wolfgang Hildesheimer
Masante

Suhrkamp

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1988

suhrkamp taschenbuch 1467

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1973

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37967-7

Masante

Am Rand einer Wüste, einem Punkt
des Zufalls, fern von Masante –

nein, so nicht. Zuviel vorgegeben,
zu wenig Distanz. Zuerst den Zeitpunkt, dann den
Ort. Dann erst die Orte, an denen ich nicht bin und
ihre Zeiträume. Wenn alles bestimmt ist: die Auf-
tritte.

Her mit dem Wandkalender! Wenn
man ihn regelmäßig bedient, ist er unfehlbar. Die
Namen sind zwar lächerlich, doch die Daten uner-
bittlich.

Heute ist das Fest des kostbaren
Blutes. Morgen der Namenstag aller jener, die Hel-
mut heißen oder hießen, ich kannte mindestens fünf,
drei von ihnen ungeru; einer hat sich erschossen, na-
türlich einer von denen, die ich gern kannte; Leute,
die ich nicht mag, nehmen sich auch nicht das Leben,
im Gegenteil. Übermorgen ist dann schon Mariä
Heimsuchung, – wahrhaftig, die heiligen Anlässe
jagen einander, vor allem Maria, die kommt immer
wieder, damit man sie nicht vergißt. Alle diese Feste

alle diese Namen, kommen hiermit von einer weißen Wand auf eine andere weiße Wand.

Jedes Jahr kommt er wieder, der Kalender. Absender unbekannt: irgendein Wohlmeinender, ein hoffnungsvoller Bekehrer, wahrscheinlich aus Bayern, der meint, Tage solle man anhand frommer Namen zählen, so habe man die Daten auf frohe Weise parat. Zwar finde ich, es gäbe da bessere Methoden, aber vielleicht nicht hier in der Wüste, nicht in Meona – guter Name, Meona, kein Kalendernamen. Wie mißt man hier das Verstreichen und gleichzeitig die dauernde Wiederkehr der Zeit, deren Zyklen ja niemals überzeugend gemessen wurden, auch bei Vico nicht, wenn auch nach einem größeren schöneren Konzept, kühler und klarer als anhand heiliger Männer und Frauen, die sich ihren Tag mit Rosen bekränzen lassen und Spenden fordern?

Aber lassen wir die Namen. Die Zahlen gelten überall und binden mich auch hier in der Zeitrechnung, somit in Praxis und Routine, an verschiedene Mitwelten, vorausgesetzt, daß ich nicht vergesse, jedem Tag sein Blatt von der Wand zu reißen und ihn damit zu entlarven. Die Gefahr – wenn ich es so nennen soll, – die Gefahr des Vergessens ist gering, ich vergesse wenig, viel zu wenig; dennoch, sie besteht: ich stelle mir vor, daß hier jeder Tag wie

der andere ist, zumal da vermutlich die Witterung wegfällt, außer Wind. Das ist in Masante anders, dort regiert sie, ich bin ihr zu Willen, sie hält mich fest. ›Der Held und sein Wetter‹: so hat ein junger Germanist seine Doktorarbeit genannt. ›Der Held und sein Wetter‹, nicht schlecht! Ich bekenne mich zu diesem Heldentum; das einzige Heldentum, zu dem ich mich bekenne, ich halte zu meinem Wetter, wenn auch meist unfreiwillig, meist hält es zu mir. Es nimmt mir einen Teil der Schuld an meinem Versagen ab, es hält her, ich brauche es. Was wäre ich zum Beispiel ohne Nebel? Ohne Regen? Nur die Gewitter, die können mir gestohlen bleiben, höhere Gewalt fordert mich heraus. Die Niedere macht mir Angst, das sind die Häscher.

Es ist also – Kenner von Namens-
tagen hätten es erraten, – der erste Juli. Frühsommer
sagen die einen, Hochsommer die anderen, d. h. die
meisten sagen wohl gar nichts, es geht sie nichts an.
Wieder andere sagen, es werde nicht mehr so recht
Sommer oder auch Winter; abgesehen davon, daß
überhaupt nichts mehr so recht wird wie es war, hängt
es vom persönlichen Wohlbefinden ab, vom jeweiligen
Stand der Schwermut oder der Leichtmut, falls es das
gibt. Der erste Juli also und eben das Fest des kost-
baren Blutes, von dem ich nicht viel weiß, ich habe es

niemals miterlebt, und niemand hat mir jemals darüber berichtet: etwa wie man es begeht, ob man trauert oder feiert; wie es ausartet. Aber ich denke: letzten Endes doch wohl fröhlich. Viel Wein, ein wenig Oblate dazu, die schmeckt allerdings nicht, außer jenen Karlsbader Oblaten, die es zur Zeit meiner Jugend gab, die aber mit Liturgischem nichts zu tun haben. Kein Schlachtfest, keine Blut- und Leberwurst, kein Ausschank vor den Buden, keine Kirmes. Ich denke, daß es sich um das Blut des Erlösers handelt, anderes Blut dürfte so einem Kalender kaum bekannt sein. Mir ist es bekannt.

Übermorgen, am dritten Juli, ist Irenäus an der Reihe. Das ist so einer aus dem langen vergoldeten Fries der Kirchenväter, ich sehe sie da, in Mosaik aneinandergereiht, oder auch, steif und streng, mit wackelnden Köpfen, auf einem Drehteller bei den zwölf Glockenschlägen des Mittags eine große Turmuhr umschreiten. Die Kirche ist ja das Kind vieler Väter, kein Wunder, daß sie geworden ist, wie sie ist. Eine Mutter hat sie nicht, das ist sie selbst, in ihren Schoß kehrt der, der zurückkehrt, zurück: eben in jenen Schoß, in den die Kirchenväter ihren Samen vergossen haben.

Meine eigene Erfahrung mit Christi Blut – vielmehr nicht mit dem Blut, sondern mit seiner Verwendung und Verwertung – ist nicht sommerlich, sie ist spätherbstlich neblig. Ich denke da an diese flandrischen Ebenen, November-Ebenen, an diese Straßen, von Prozessionen so breitgetreten, daß keine Kröte sich mehr von der einen Seite auf die andere wagt. Es herrscht ein Allerheiligenwetter, eines, das sich der Seele für ihre Krisen empfiehlt, sofern es die betreffende, betroffene, allzu verletzte Seele nicht vollends zu Fall bringt. Eine Grabesfeuchte überall, ein Dunst aus den Gräften, aus den Krypten, tiefe tiefende frühromanische Fäulnis.

Traurigkeit ist ja nicht zuletzt ein niederländisches Mädchen, ein flandrisch Kind: wenn ich an diese farbigen Felder denke, dort in Hillegom, oder wie es heißt, meilenweit nichts wie Tulpen oder Begonien oder Mignon-Dahlien oder Luxusgladiolen, *this richly coloured dreariness* –

bleibe ich beim Bild: ja, ich habe da so manche kalte Auferstehung miterlebt. Nebel steigt aus den Gräbern. Ein Totenwetter. Unter dem Nieseln, unter dem Dunst von Schmalzgebäckem, der unter den Planen der Straßenstände hervorquillt und die feuchte Luft fettet, so daß sie sich klebrig auf

die Regenmäntel legt, trägt man soeben den Blutstropfen Christi durch die Stadt, hinter einer Blas-
kapelle, vor einer Phalanx von Pfaffen in schwarz
mit schmutzigweißen Spitzen; ein goldener Behälter
aus byzantinischem Filigran an einer Kette, schwer
bewacht von den Bajonetten eines königlich-walloni-
schen Bataillons, damit keiner diesen Tropfen stehle
und ihn an noch tiefer gläubige Gemeinden verkaufe:
es wurde da nämlich unter der Hand schon so manches
Angebot gemacht. Doch der Bischof von Brügge, er
heißt wohl Jacobus Klijnstraa und ist das neunte Kind
eines frommen Schusters, hat sich bisher standhaft ge-
halten, obgleich seine Diözese den Erlös brauchen
könnte: die Orgeln und die Glockenspiele, dieser gräß-
liche Stolz von Flandern, unter dem so mancher Kirch-
turm bis tief in den Süden zu leiden hat, werden schad-
haft, beim Halleluja fehlt das Gis und wird durch eine
Pause der Rührung ersetzt; die Armen brauchen ih-
ren Peterspfennig – oder irre ich mich da? Ist der
Peterspfennig nicht, im Gegenteil, etwas, das die
Armen der Kirche zu entrichten haben? –, jedenfalls
brauchen sie ihre alljährliche Abspeisung, und die
Spenden werden spärlich, die Gläubigen sind nicht
mehr so flüssig wie ehemals. Dennoch, der Bischof
weist die Bietenden ab, rät ihnen, sich an den Vatikan
zu wenden, der hat nämlich einen ganzen Liter. Daß
er den nicht hergibt, weiß freilich der Bischof so gut

wie ich, besser sogar, denn ich bin da nicht völlig sicher, ob er ihn nicht doch abstößt; jetzt wäre es an der Zeit: die Reliquienbörse wird bald lustlos. Irgend jemand sollte dem Kardinal-Staats-Sekretär – oder wer immer es ist, der die vatikanischen Transaktionen tätigt – nahelegen, jetzt ins Geschäft zu steigen, sollten sich potente Interessenten melden. Es gibt da noch ein paar Privatsammler, die sich eine solche pièce de résistance einen schönen Batzen kosten lassen. Um eine Anlage des Betrags dürfte er kaum verlegen sein. Ich selbst rate zu einer stärkeren Beteiligung an bolivianischen Zinnminen, der Vatikan hat einen Minderheitsanteil, er sollte die Mehrheit haben, es sind doch katholische Unternehmen mit katholischen Arbeitnehmern. Nennt man Sklaven Arbeitnehmer? Ich glaube ja. Doch er wird es wohl besser wissen, der Monsignore, schließlich steht er einem Unfehlbaren nahe, das kann wohl kaum ein anderer Makler von sich sagen. Auch sollte ihn jahrhundertelange Erfahrung lehren, daß es rentabel ist, Geld in Menschen anzulegen. Gewiß, sie verbrauchen sich schnell, doch die Zufuhr ist durch unbegrenzten Nachwuchs geregelt, auch für das Gebären wird von heiliger Seite gesorgt, indirekt natürlich. Diese Rechnung geht auf.

Der Nagel ist da, mein Kalender wird an dieser Wand erwartet. Sie ist zwar nicht so

groß wie meine Wand in Masante, aber sie ist so weiß, weißer sogar, sie bröckelt nicht. Dieses Haus ist eine alte Karawanserei, fester gebaut als Masante, dessen Mauern ich verstärken lassen mußte; eine erzbischöfliche Verwaltung hatte es nur gerade solide genug erbaut, um einer armen Pächterfamilie Schutz vor extremen Wettern zu bieten. Warm wurde es ihr im Winter nicht, dafür im Sommer heiß.

Hier ist es warm und weiß, Helle blendet von außen herein: früher Nachmittag. Da tut sich die Wüste vor meinem Fenster auf und dehnt sich hin, als schließe sie sich nirgends wieder, weder als Fläche noch als Raum. Es wellt sich entlang, entfächert sich, ein Meer von Sandgebilden, von erstarrten Hügeln zwischen erstarrten Tälern. Von hier ist es kaum denkbar, daß hinter alledem nochmals eine Welt beginne. Und doch läuft die Wüste irgendwo aus, grenzt im Osten ans Wasser, dort backen sich Mischgebilde und versteinern, Fischgerippe im Quarz, Kriechtiere haben sich kristallisiert, Andenken an die Frühzeit der Erde, als Adam noch ein Klumpen Lehm in der Hand seines Schöpfers war, die Hand hatte ihn noch nicht fallen lassen. Im Westen ein Barbarenstaat, wo man straffälligen Sklaven die Hände abhackt. Doch von dort weht kein Wind herüber, hier trägt es nur Wüste an, wehenden Sand.

Noch habe ich die Fahrt in den Gliedern; so ein rechter Schrecken wirkt ja erst, wenn man ihn hinter sich hat. Irgendwann habe ich sie wieder vor mir, in umgekehrter Richtung. Ich fuhr in Fahrinnen, einer abgesteckten Spur, beinah schon verweht, sage von Glück, daß es windstill war. Und überall schwirrt ein Schwindelgefühl vor einem her, wie eine Horde Schmetterlinge, bereit, den Fahrer anzugreifen und ihm einen Stich zu versetzen, der dann zum ›lachenden Wahnsinn‹ anschwillt, – kannte ich nicht einen, der den weißen Wüstenkoller hatte? Der kam – buchstäblich – aus dem Lachen nicht mehr heraus. Inzwischen hat er sich wahrscheinlich totgelacht.

Diese Fahrt: ein heller Morgenalldruck. Der Himmel über mir ein einziges Flimmern, unter ihm alles gleichzeitig nah und fern, fatae morganae, Blendwerk von unermesslichen Dimensionen, hingeworfen und freigegeben von dem großen Täuscher und Blender, bevor er sich zur Schöpfung des Menschen entschloß, seinem größten Blendwerk. Danach ist Ihm nichts mehr eingefallen, Er sah, daß es gut war und hat Seine Hand endgültig aus dem Spiel gezogen.

Diese Schwaden von Luft, die man nur – nein, falsch: – die man noch nicht einmal anzu-

zünden braucht, und schon entsteht in ihr eine Religion, die sich sofort ausbreitet. Hier, dies ist das große Reservoir des Glaubens, hier haben sie ihn geholt, um sich andernorts in seinem Zeichen zu verbrüdern und zu entzweien und zu erschlagen. Ich hoffe, daß in Meona keiner sei, der den Heiligen in sich spürt, kein Bekehrer, kein Anwärter auf Prophetentum, bereit die Arme zu erheben und zu verkünden. Daß hier kein Zeichen entstehe, in der Luft oder im Sand, nichts deutbares, kein Ansatzpunkt der Auslegung, keine Schlange oder Heuschrecke, kein Dornbusch. Und ich, ich bin ja nicht hier, um mir vom Glauben zu holen, ich lasse ihn gern wo er ist.

Taste ich die Gegend mit dem Feldstecher ab: kommt ein Glaube geflogen? Wo setzt er sich nieder? Nicht auf mich! Ich wäre nicht der rechte Mann, ihn aufzunehmen. Was täte ich mit ihm, wenn ich ihn fände? Ersticken? Unter Verschuß bewahren? Weitergeben gilt nicht, geht auch nicht: der Erleuchtete muß der Vermittler sein und damit auch der Kündler, so setzt es an und setzt sich durch Jünger fort. Dieser Stylit zum Beispiel – vorgestern oder vor drei Tagen? – Simeon, dieser schreckliche Heilige, der stand da in der Wüste, hoch oben wie ein Blitzableiter, aber er hat die Blitze nicht abgeleitet, er hat sie erzeugt; der hat den Glauben gut gestreut, oder das was er für Glauben hielt. –

Dennoch: trotz der Schrecken kommt mich hier am Fenster die Lust an, von dieser Welt zu kosten, wie man eine Zehe ins kalte Wasser steckt, in das man hineinschwimmen will. Der Strömung sich aussetzen, dem Sturm, dem Sand. Nur kosten, – nicht zu weit hinaus: die Wüste ist kein Spiel zwischen selbstgebackenen Sandburgen. Und da ist dieser Barbarenstaat, da sind die Wüstenreiter, die Zeltbewohner, das sind noch die besseren, mit denen läßt sich Brot teilen; doch da sind auch die hochgeborenen Söhne der Fürsten, die in Oxford studiert haben, die Sklavenhalter, die Haremsbesitzer, da ist ihre Leibgarde, den Häschern ebenbürtig –, aber das alles liegt am anderen Ende: keiner, der hier in die Wüste läuft, taucht dort am anderen Ende wieder hervor.

Ich würde nur wenige Schritte gehen; Türme, Masten, Fahnen dieser Station nicht aus den Augen lassen, würde rückwärts blicken, den Kompaß mitnehmen: ich habe immer eine Schwäche gehabt für diese geheimnisvolle Nadel, die zitternd auf ihrer Achse balanciert und unbeirrt nach Norden weist, oder vielmehr auf einen bestimmten Punkt neben Norden, der nur für sie existiert. Ronald Winthrop war es, der mir von dem ausgedörrten Menschenskelett erzählte, er hatte es in den versteinerten Wäldern von Caledonien gefunden. Alles an ihm, Kleidung und Habe, hatte sich aufgelöst, da lag nur

noch knöchernes Gestänge und verstaubtes Material, der Kompaß war ein verrostetes Gehäuse, doch die Nadel zitterte noch und zeigte auf den Punkt neben Norden, eine vergebliche Aufforderung, beharrlich bis weit über das Ende ihres Zwecks hinaus.

Alles vorbereitet oder im Akt der Vorbereitung, der unmerklich in den Akt der Arbeit übergehen sollte, zumindest in den Anfang des Aktes. Ideal gesehen: er sollte mit ihm identisch sein, ein Gleiten ohne Hindernis oder Zwang. Doch das ideal Gesehene trifft nicht ein, es arrangiert sich zum gerahmten Bild; da hängt es: die ideale Sicht. Demnach steht es dahin, ob ich über die Anfänge der Anfänge hinauskomme. Das Motiv meiner Reise, der Wunsch, über meinen Schatten zu springen, ist zu methodischer Irrfahrt geworden. Das Verlassen von Masante habe ich mehrfach bereut, meist kommt es mich an beim Auspacken. Ich habe ausgepackt. Wenig nur, das Meiste bleibt dort unten, hinten im Jeep. Immer werde ich für die Rückfahrt gerüstet bleiben, sogar für eine eilige Abreise. Wäsche im Schrank, Schuhe unterm Bett, die Zettel auf dem Tisch, unter ihrem bewährten Beschwerer: CHI TOCCA MUORE. Wie zuhause.

Dem Wirtepaar habe ich mich präsentiert. Es war kurz, die Begrüßung knapp, die Wir-

tin hat mich gemustert, der Wirt sah mich kaum an. Sie nannten ihre Vornamen, Nachnamen sind hier Ballast. So habe auch ich meinen Vornamen genannt, und da standen wir denn, Maxine, Alain und ich, mit unseren Namen und nichts, was sich aus ihnen entnehmen ließe, selbst für mich noch nicht. Noch ist alles offen, alles wie es sein soll, ein Anfang.

Die Zeit ist bestimmt, die Kalenderzahl steht. Bestimme ich den Ort:

ein Punkt am Rand der Wüste, an den einer wie ich nur zufällig gelangt, das entspricht genau meiner Ordnung, so hatte ich es mir vorgestellt, so weit so gut. Ein blinder Stich mit dem Bleistift auf die Landkarte: Meona.

Meona, beinah verlassen, Siedlung eines Volkes der Vorzeit, genannt Karumäer, das klingt wie eine Erfindung, ist es vielleicht auch. Nichts kennt man von ihm als ein paar auf Sand gebaute Wüstenstädte, alle verfallen, nur noch im Luftbild erkennt man ein System. Von ihm vermutet man auch nicht viel mehr als einen Hang zum Handel. Mit wem? Unbekannt, kein lösenswertes Rätsel. Keine Sprache ist geblieben, von ihm zeugt keine Religion, keine Münze, kein Gerät, nur ein paar Scherben von Geschirr, nach dem hin und wieder ein einsamer Archäologe buddelt, im Traum eines erleuchtenden